Friedrich Nietzsche

Das Hauptwerk

Band 3

Also sprach Zarathustra
Die Geburt der Tragödie
Jenseits von Gut und Böse

nymphenburger

Schwarz Gewand und Schweigsamkeit kleidet jeglich
Weib — gescheit.

*

Wem im Glück ich dankbar bin? Gott — und meiner
Schneiderin.

Jung: beblühtes Höhlenhaus. Alt: ein Drache fährt
heraus.

*

Elder Name, hübsches Bein, Mann dazu: o wär' er mein!

*

Kurze Rede, langer Sinn — Glatteis für die Eselin!

*

Die Frauen sind von den Männern bisher wie Vögel
behandelt worden, die von irgend welcher Höhe sich
hinab zu ihnen verirrt haben: als etwas Feineres, Ver-
letzlicheres, Wilderes, Wunderlicheres, Süßeres, Seelen-
volleres, — aber als etwas, das man einsperren muß,
damit es nicht davonfliegt.

238

Sich im Grundprobleme „Mann und Weib“ zu ver-
greifen, hier den abgründlichsten Antagonismus und die
Notwendigkeit einer ewig-feindseligen Spannung zu
leugnen, hier vielleicht von gleichen Rechten, gleicher Er-
ziehung, gleichen Ansprüchen und Verpflichtungen zu
träumen: das ist ein typisches Zeichen von Flach-
köpfigkeit, und ein Denker, der an dieser gefährlichen
Stelle sich flach erwiesen hat — flach im Instinkte! —,
darf überhaupt als verdächtig, mehr noch, als verraten,
als aufgedeckt gelten: wahrscheinlich wird er für alle
Grundfragen des Lebens, auch des zukünftigen Lebens,

zu „kurz“ sein und in keine Tiefe hinunter können.
Ein Mann hingegen, der Tiefe hat, in seinem Geiste wie in
seinen Begierden, auch jene Tiefe des Wohlwollens, welche
der Strenge und Härte fähig ist und leicht mit ihnen ver-
wechselt wird, kann über das Weib immer nur orien-
talisches denken: — er muß das Weib als Besitz, als
verschließbares Eigentum, als etwas zur Dienstbarkeit
Vorbestimmtes und in ihr sich Vollendendes fassen, — er
muß sich hierin auf die ungeheure Vernunft Asiens, auf
Asiens Instinkt-Überlegenheit stellen, wie dies ehemals
die Griechen getan haben, diese besten Erben und Schüler
Asiens, — welche, wie bekannt, von Homer bis zu den
Zeiten des Perikles, mit zunehmender Kultur und
Umfänglichkeit an Kraft, Schritt für Schritt auch stren-
ger gegen das Weib, kurz, orientalischer geworden sind.
Wie notwendig, wie logisch, wie selbst menschlich-
wünschbar dies war: möge man darüber bei sich nach-
denken!

239

Das schwache Geschlecht ist in keinem Zeitalter mit
solcher Achtung von seiten der Männer behandelt worden
als in unserm Zeitalter — das gehört zum demokra-
tischen Hang und Grundgeschmack, ebenso wie die Un-
ehrerbietigkeit vor dem Alter —: was Wunder, daß
sofort wieder mit dieser Achtung Mißbrauch getrieben
wird? Man will mehr, man lernt fordern, man findet
zuletzt jenen Achtungszoll beinahe schon kränkend, man
würde den Wettbewerb um Rechte, ja ganz eigentlich den
Kampf vorziehen: genug, das Weib verliert an Scham.
Setzen wir sofort hinzu, daß es auch an Geschmack ver-
liert. Es verlernt den Mann zu fürchten: aber das
Weib, das „das Fürchten verlernt“, gibt seine weiblich-
sten Instinkte preis. Daß das Weib sich hervorwagt,
wenn das Furcht-Einflößende am Manne, sagen wir be-

stimmter, wenn der Mann im Manne nicht mehr gewollt und großgezüchtet wird, ist billig genug, auch begreiflich genug; was sich schwerer begreift, ist, daß ebendamit — das Weib entartet. Dies geschieht heute: täuschen wir uns nicht darüber! Wo nur der industrielle Geist über den militärischen und aristokratischen Geist gesiegt hat, strebt jetzt das Weib nach der wirtschaftlichen und rechtlichen Selbständigkeit eines Kommis: „das Weib als Kommis“ steht an der Pforte der sich bildenden modernen Gesellschaft. Indem es sich dergestalt neuer Rechte bemächtigt, „Herr“ zu werden trachtet und den „Fortschritt“ des Weibes auf seine Fahnen und Fähnchen schreibt, vollzieht sich mit schrecklicher Deutlichkeit das Umgekehrte: das Weib geht zurück. Seit der Französischen Revolution ist in Europa der Einfluß des Weibes in dem Maße geringer geworden, als es an Rechten und Ansprüchen zugenommen hat; und die „Emanzipation des Weibes“, insofern sie von den Frauen selbst (und nicht nur von männlichen Flachköpfen) verlangt und gefördert wird, ergibt sich dergestalt als ein merkwürdiges Symptom von der zunehmenden Schwächung und Abstumpfung der allerweiblichsten Instinkte. Es ist Dummheit in dieser Bewegung, eine beinahe maskulinische Dummheit, deren sich ein wohlgeratenes Weib — das immer ein kluges Weib ist — von Grund aus zu schämen hätte. Die Witterung dafür verlieren, auf welchem Boden man am sichersten zum Siege kommt; die Übung in seiner eigentlichen Waffenkunst vernachlässigen; sich vor dem Manne gehen lassen, vielleicht sogar „bis zum Buche“, wo man sich früher in Zucht und feine listige Demut nahm; dem Glauben des Mannes an ein im Weibe verhülltes grundverschiedenes Ideal, an irgendein Ewig- und Notwendig-Weibliches mit tugendhafter Dreistigkeit entgegenarbeiten; dem Manne es nachdrücklich und geschwätzig ausreden, daß das Weib

gleich einem zarteren, wunderlich wilden und oft angenehmen Haustiere erhalten, versorgt, geschützt, geschont werden müsse; das täppische und entrüstete Zusammensuchen all des Sklavenhaften und Leibeigenen, das die Stellung des Weibes in der bisherigen Ordnung der Gesellschaft an sich gehabt hat und noch hat (als ob Sklaverei ein Gegenargument und nicht vielmehr eine Bedingung jeder höheren Kultur, jeder Erhöhung der Kultur sei): — was bedeutet dies alles, wenn nicht eine Anbröckelung der weiblichen Instinkte, eine Entweiblichung? Freilich, es gibt genug blödsinnige Frauen-Freunde und Weibs-Verderber unter den gelehrten Eseln männlichen Geschlechts, die dem Weibe anraten, sich dergestalt zu entweiblichen und alle die Dummheiten nachzumachen, an denen der „Mann“ in Europa, die europäische „Mannhaftigkeit“ krankt, — welche das Weib bis zur „allgemeinen Bildung“, wohl gar zum Zeitunglesen und Politisieren herunterbringen möchten. Man will hier und da selbst Freigeister und Literaten aus den Frauen machen: als ob ein Weib ohne Frömmigkeit für einen tiefen und gottlosen Mann nicht etwas vollkommen Widriges oder Lächerliches wäre —; man verdirbt fast überall ihre Nerven mit der krankhaftesten und gefährlichsten aller Arten Musik (unsrer deutschen neuesten Musik) und macht sie täglich hysterischer und zu ihrem ersten und letzten Berufe, kräftige Kinder zu gebären, unfähiger. Man will sie überhaupt noch mehr „kultivieren“ und, wie man sagt, das „schwache Geschlecht“ durch Kultur stark machen: als ob nicht die Geschichte so eindringlich wie möglich lehrte, daß „Kultivierung“ des Menschen und Schwächung — nämlich Schwächung, Zersplitterung, Ankränkung der Willenskraft — immer miteinander Schritt gegangen sind, und daß die mächtigsten und einflußreichsten Frauen der Welt (zuletzt noch die Mutter Napoleons) gerade ihrer Willenskraft — und

nicht den Schulmeistern! — ihre Macht und ihr Übergewicht über die Männer verdankten. Das, was am Weibe Respekt und oft genug Furcht einflößt, ist seine Natur, die „natürlicher“ ist als die des Mannes, seine echte, raubtierhafte, listige Geschmeidigkeit, seine Tigerkrallen unter dem Handschuh, seine Naivität im Egoismus, seine Unerziehbarkeit und innerliche Wildheit; das Unfaßliche, Weite, Schweifende seiner Begierden und Tugenden... Was, bei aller Furcht, für diese gefährliche und schöne Katze „Weib“ Mitleiden macht, ist, daß es leidender, verletzbarer, liebebedürftiger und zur Enttäuschung verurteilter erscheint als irgendein Tier. Furcht und Mitleiden: mit diesen Gefühlen stand bisher der Mann vor dem Weibe, immer mit einem Fuße schon in der Tragödie, welche zerreißt, indem sie entzückt. — Wie? Und damit soll es nun zu Ende sein? Und die Entzauberung des Weibes ist im Werke? Die Verlangweilung des Weibes kommt langsam herauf? O Europa! Europa! Man kennt das Tier mit Hörnern, welches für dich immer am anziehendsten war, von dem dir immer wieder Gefahr droht! Deine alte Fabel könnte noch einmal zur „Geschichte“ werden, — noch einmal könnte eine ungeheure Dummheit über dich Herr werden und dich davontragen! Und unter ihr kein Gott versteckt, nein! nur eine „Idee“, eine „moderne Idee“! —

ACHTES HAUPTSTÜCK

VÖLKER UND VATERLÄNDER

240

ICH HORTE, wieder einmal zum ersten Male — Richard Wagners Ouvertüre zu den Meistersingern: das ist eine prachtvolle, überladene, schwere und späte Kunst, welche den Stolz hat, zu ihrem Verständnisse zwei Jahrhunderte Musik als noch lebendig vorauszusetzen: — es ehrt die Deutschen, daß sich ein solcher Stolz nicht verrechnet! Was für Säfte und Kräfte, was für Jahreszeiten und Himmelsstriche sind hier nicht gemischt! Das mutet uns bald altertümlich, bald fremd, herb und überjung an, das ist ebenso willkürlich als pomphaft-herkömmlich, das ist nicht selten schelmisch, noch öfter derb und grob, — das hat Feuer und Mut und zugleich die schlaife falbe Haut von Früchten, welche zu spät reif werden. Das strömt breit und voll: und plötzlich ein Augenblick unerklärlichen Zögerns, gleichsam eine Lücke, die zwischen Ursache und Wirkung aufspringt, ein Druck, der uns träumen macht, beinahe ein Alpdruck —, aber schon breitet und weitet sich wieder der alte Strom von Behagen aus, von vielfältigstem Behagen, von altem und neuem Glück, sehr eingerechnet das Glück des Künstlers an sich selber, dessen er nicht Hehl haben will, sein erstauntes glückliches Mitwissen um die Meisterschaft seiner hier verwendeten Mittel, neuer neuerworbener un- ausgeprobter Kunstmittel, wie er uns zu verraten scheint. Alles in allem keine Schönheit, kein Süden, nichts von